



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ubisch, v.: Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Wir müssen aufhören, auf unsre traditionelle lateinische Überlegenheit zu pochen, denn unsre „gute Meinung“ von uns selbst wird künftighin nicht mehr viel Wirkung auf die Welt ausüben, und in uns selbst versperrt sie den Weg, der zu einem neuen Leben führt. Wohl blühen herrliche, duftende und farbenprächtige Blumen auf unserm Boden; dennoch dürfen wir uns nicht der Wahrnehmung verschließen, daß Stamm und Äste des lateinischen Lebensbaums nicht mit ihnen in Zusammenhang stehen. Die römische Medaille zeigt uns auf ihrer Rehrseite ein Bild, dessen Züge uns ernstlich Sorge machen sollten.



Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten.



Im ersten Bande der urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preussischen Heeres, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Berlin 1903, finden sich aus den Feldzügen 1756 und 1757 über die Schlachten von Lobositz und Prag achtzehn Briefe preussischer Soldaten und eines Nichtkombattanten abgedruckt. Die Briefe stammen aus dem Fürstlich Stollbergischen Hausarchiv in Bernigerode und sind für den regierenden Grafen Christian Ernst († 1771), einem treuen Anhänger seines Lehnsherrn Friedrichs des Großen, gesammelt worden.

Der Generalstab hat den Briefen eine kritische Würdigung beigegeben: Von Kantonspflichtigen und Kapitulanten, also keinen geworbenen Ausländern, sondern preussischen Landeskindern geschrieben, gäben sie mit ihrem vielseitigen Inhalt Kunde von Eltern, Sippen und Freundschaft, Heimat und Garnison; der vortreffliche Geist der Briefschreiber falle in die Augen, der Gleichmut, mit dem von Hunger, Durst und allen Beschwerden des Krieges gesprochen wird, die Bewunderung für ihren König, die Anhänglichkeit an ihre Offiziere und die große Familie ihres Regiments. Brav, einfach, pflichttreu und hingebend gäben sich diese wackeren Männer, denen eine stille, selbstverständliche Frömmigkeit eigen und das Gefühl der Vaterlandsliebe nicht mehr fremd sei. Es sei, als ob sie schon das Große ahnten, was eine spätere Zeit den Beruf Preußens genannt hat. Naive und unrichtige Mitteilungen über den Gang der Ereignisse kämen vor, doch ließe sich die Grenze, innerhalb deren volle Glaubwürdigkeit vorhanden sei, von dem Kundigen leicht ziehen. Den besonderen Wert der Briefe mache es aber aus, daß sie nicht nur die Erlebnisse, Betrachtungen und Gefühlsäußerungen einzelner, sondern mehrerer enthielten; ihr Inhalt werde dazu beitragen, manche „falsche Ansicht über den Geist des Heeres, mit dem der große König die Schlachten der ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges schlug, zu beseitigen“.

Hat dies Urteil der berufensten Stelle, die es dafür geben kann, nicht eine überaus wichtige, über den vorliegenden bescheidenen Fall weit hinausgehende Bedeutung? Wenn jenen an Zahl so geringen, glücklich erhaltenen Briefen aus

dem Siebenjährigen Kriege ein solcher Wert zuerkannt wird, daß sie sogar falsche Ansichten, die bisher bestanden, beseitigen können, so ergibt sich handgreiflich die Wichtigkeit solcher Briefe aus Kriegszeiten. Damit sind wir vor die Frage gestellt, ob die Sammlung von Briefen dieser Art nicht auch für unsere Zeit unbedingt geboten ist, damit sie nicht allmählich spurlos verschwinden, da es sich um ein äußerst vergängliches, dem gewöhnlichen Auge nichts Besonderes bietendes Material handelt. Es wird sich heute im wesentlichen wohl nur noch um die Briefe aus der Zeit Wilhelms I. handeln, wenn auch zu hoffen ist, daß sich noch manches aus den früheren Perioden finden wird. Was würden aber diese Nachrichten, zumal aus dem Einigungskriege von 1870 und 1871 zu künden haben? — und zwar nicht nur die Briefe aus dem Felde, sondern auch aus der Heimat: die Briefe also, welche Mann und Frau, Kinder und Eltern, Freunde und Verwandte, Vorgesetzte und Untergebene, Freund und Feind gewechselt haben, sowie ferner die Tagebücher, in denen die ganz Einsamen oder Wortkargen ihre Gedanken und Eindrücke bei den ungeheuren Erlebnissen ohne jeden Gedanken von Veröffentlichung ausgesprochen haben? Weiß denn heute trotz des überreich scheinenden Quellenmaterials an Zeitungsberichten, Briefabdrucken, Kriegserinnerungen und Memoiren (zumeist also Dinge ohne dokumentarischen Wert) irgendwer genau zu sagen, was alles unser Volk damals erfüllt und am tiefsten bewegt hat? Waren wir damals kriegerisch gesinnt oder friedlich? Heroisch und opferbereit bis zur Hingabe unseres Lebens oder kleinherzig? Stark im Vertrauen auf die Vorsehung und die ewige Gerechtigkeit, welche dem hilft, der seine ganze Pflicht tut? Waren wir haßerfüllt gegen unseren Feind, wie dieser es damals glaubte und wie es die Franzosen auch heut noch vielfach von uns glauben? Auf solche und andere Fragen würde die Antwort nach dem Parteistandpunkt sehr verschieden ausfallen, allein die Beweise dafür hat niemand, und nur jene Dokumente, welche die innersten Gedanken und Gefühle der Gesamtheit des Volkes enthalten, könnten sie liefern. Carlyle spricht den Satz aus, daß „die Geschichte so weniges kennt, was nicht ebensogut hätte unbekannt bleiben können“; nun, der Geschichtsschreiber Friedrichs des Großen würde jene achtzehn Briefe in Bernigerode kaum zu dieser Makulatur gerechnet haben.

Allen, die den Krieg von 1870/71 miterleben durften, wird es das Unvergeßlichste sein, wie stark und konzentriert damals die Stimmung unseres Volkes war — die ganze Volksmasse durchdrungen von der furchtbaren Gefahr und den jedermann deutlich erkennbaren Notwendigkeiten und Zielen. Wie sich das Volk unter erhöhten Pulsschlägen damals spontan vertraulich geäußert hat, das muß das Tiefste und Beste unserer Volksseele gewesen sein, weil es unter so gewaltigem Ernste ausgesprochen wurde, während die Herzen heiß schlugen, alle Erlebnisse viel stärker aufgenommen wurden und das Gefühlsleben in unserem sonst nicht gerade leicht beweglichen Volke den berechnenden Verstand ganz überwog. Wo die durch Temperament und harte Berufsarbeit für gewöhnlich ganz zurückgedrängte Mitteilungslust und Mitteilungsfähigkeit plötzlich frei wird und nun ungehemmt zum Ausdruck kommt, wo plötzlich andere und heißere Sorgen ein Volk ergriffen haben als die Sorge und Bitte um das tägliche Brot, da schreibt ein Volk seine Annalen. So wenig es sich hier um eine Lobrede auf den Krieg handelt, für den es in Deutschland ohne scharfe Herausforderung keinen Boden gibt, so bleibt das bestehen, daß ein mannhaftes treues Volk in solcher Zeit hohe Blüten treibt, sich mit plötzlichem Ruck vorwärts entwickelt, Ernten aus früherer Saat einholt und Zukunftsknospen an-

setzt, welche das Vaterland groß, herrlich und hoffnungsreich machen. Denn wer wollte verkennen, daß es ohne Fehrbellin kein Roßbach und Leuthen gegeben hätte, ohne diese keine Befreiungskriege, kein Wörth, Gravelotte und Sedan.

Liegt somit in den Briefen und Tagebüchern aus Kriegszeiten ein großer Schatz, so soll hier dringend gemahnt werden, diesen schleunigt zu heben. Ihrer Natur nach sind diese Dinge doch täglich und stündlich gefährdet! Die Mitlebenden von damals werden nach den eigenen Erfahrungen ahnen, wie viel schon verloren sein mag. Nicht viel sind einem jungen Volke wie dem unseren alte Briefe; und doch fordern sie dauernde Pflege und sichere Unterkunft, die bei uns, wo die Häuser voll von Kindern sind und die Zeit knapp ist, sehr selten zu finden sind. Die festhafteren Schichten des Volkes, Bauern- und Bürgerstand, werden indes noch vieles bewahrt haben. Was so erhalten blieb, muß an bestimmten Stellen gesammelt werden. Daß jeder einzelne das Seinige dazu tun würde, dessen vertrauen wir unserem Volke.

Eine so weitsichtige und tiefgehende Sache könnte freilich gar nicht anders als durch Mitwirkung der Behörden gemacht werden. Wenn die Zentralstellen in allen Bundesstaaten den Gedanken bis in die Schulzenämter, Bürgermeistereien und Bezirkskommandos, in die Schul- und Pfarrhäuser, in die Kriegervereine, die Schützen-, Turn-, Gefang-, Arbeiter- und zahllosen anderen Vereine tragen, so wird sich alles und selbst ohne irgendwie erhebliche Kosten machen lassen. Denn an opferwilliger Hilfe und Begeisterung für eine als gut erkannte Sache wird es bei uns nirgends fehlen. Die natürlichen Sammelstellen scheinen uns in den Provinzial-, Stadt- und Staatsarchiven vorhanden zu sein, wo dieses Material auch für die Bearbeitung am zugänglichsten sein würde. Hier also müßte alles, was nicht schon in Familienarchiven gesichert lagert, zusammenfließen. Ohne Zweifel werden viele Familien die Kriegsbriefe, die sie als wertvollen Familienbesitz hegen, nicht fortgeben mögen; um so bereitwilliger werden sie beglaubigte Abschriften liefern, die vollauf genügen. Dringend muß diese Sache unseren Mitbürgern und Behörden ans Herz gelegt werden. Keine Zeit ist zu verlieren.

Es mutet fast wunderlich an, daß diese Sammlung in deutschen Landen nicht schon gemacht ist. Arbeitet denn unser Volk wirklich durchgehends so schwer an den täglichen Aufgaben des Berufs, daß dieser Gedanke so fernab liegt, zumal in einer Zeit, in der sonst nahezu alles gesammelt und vielfach über den materiellen und ideellen Wert hinaus mit Geld aufgewogen wird, und in der ferner die Geschichtsforscher mehr als jemals in Archiv- und Quellenstudien aufgehen? Denn neu ist der Gedanke ja nicht, wie schon jener Graf Stollberg zeigt, der die Friderizianischen Soldatenbriefe sammelte, wie auch schon der Generalstab der Armee Briefe von Angehörigen des Ostasiatischen Korps, unter Zusicherung ihrer Geheimhaltung innerhalb dreißig Jahren, eingesammelt hat. In Frankreich hat man gleichfalls solche Dinge gesammelt, doch ist dort, wo die Regierung kein Interesse zeigte und alles der „Initiative privée“ mit Liebhaber- oder Partei-Gesichtspunkten überließ, soweit zu hören ist, nichts Umfassendes herausgekommen. Nun hat es sich wohlverstanden in all diesen hier aufgeführten Fällen immer nur um Briefe aus dem Felde gehandelt, nicht auch um die Briefe aus und innerhalb der Heimat während eines Krieges, welche das Zeitbild für den Geschichtsforscher und Völkerpsychologen erst vollständig geben können. Nach diesem Gesichtspunkt ist bisher nur in Dänemark verfahren worden. Dort hat Professor Karl Larsen in Kopenhagen die Kriegsbriefe und Tagebücher aller

Stände aus dem Kriegsjahre 1864 gesammelt und die Ergebnisse in einem höchst lesenswerten Buche veröffentlicht, das auch deutsch vorliegt (Carl Larfen, Ein modernes Volk im Kriege. Deutsch von Prof. R. v. Fischer-Buzon, Kiel, Lipsius & Tischer, 1907). Diese Ergebnisse sind so schön und reich, zeigen ein so umfassendes, vielfach neues und überraschendes Bild von der Stimmung eines ganzen Volkes während des Krieges, nebenbei auch häufig eine so verständnisvolle Würdigung des Gegners, daß sich der deutsche Leser davon ergriffen fühlen wird. Die damit ans Licht gekommenen neuen Gedanken geben eben den Beweis, daß die bisherigen Quellen keineswegs ausreichen. Und nun deckt sich auch das oben skizzierte Urteil des Generalstabes der Armee völlig mit Larfens Wertschätzung und Schlussfolgerung aus der von ihm veranstalteten Sammlung, nur daß diese Briefe aus Feld und Heimat ein festeres, individuell unendlich reicheres Bild zeigen. Diese wichtigen Ergebnisse haben den hochverdienten Mann dahin geführt, durch Vorträge und die deutsche Ausgabe seines Buches das deutsche Volk zu einer ähnlichen Sammlung anzuregen.

Wenn die Briefe und Tagebücher unsres Volkes aus Kriegszeiten in den Archiven gesammelt und als neue Abschnitte den Beständen eingefügt sein werden, wird es nur nötig sein, die Zahl der eingegangenen Stücke zu gegebener Zeit an einer Stelle zu veröffentlichen, damit übersehen werden kann, wie sich das Material verteilt und damit für die Erforschung bereit liegt.

Es ist eine schöne große Sache, die auch das gesunde Empfinden im Volke stärken kann.

Berlin, Zeughaus.

v. Ubisch



9)

Im Kampf gegen die Übermacht

Roman von Bernt Lie

Berechtigte Übersetzung von Mathilde Mann

Pastor Römer war jetzt, während er dort an dem offenen Fenster des Studierzimmers stand, wieder bei dem ursprünglichen Ausgangspunkt seiner Gedanken angelangt.

Herr Foksen war vorhin bei ihm gewesen.

Gedrückt und niedergeschlagen hatte er den Pfarrer um eine Unterredung gebeten. Und nach allerlei Umschweifen erzählte er ihm, daß ein Mädchen, das bis Neujahr in seinem Hause in Dienst gewesen sei, daheim bei ihren Eltern auf Syfingen ein Kind geboren habe. Und der Vater dieses Kindes sei er — Foksen. Er komme, um den Herrn Pfarrer um Verschwiegenheit zu bitten; das Kind solle am nächsten Sonntag in der Kjelnäser Kirche getauft werden . . .

Dies war der Schatten, der über dem Wesen der stolzen Frau lag. Ihr Mann war ihr untreu.

Er hatte ernsthaft und strenge mit Herrn Foksen geredet, der ihn gesenkten Hauptes angehört hatte und dann gegangen war . . . ein wenig gebeugt schritt er den Heimweg hinab.

Grenzboten II 1910

5